

PATRICIA  
GAFFNEY

Garten  
der  
Frauen

Weltbild

Eine faszinierende Geschichte über Mut, Loyalität und Liebe

Lee, Isabel, Rudy und Emma sind seit Jahren eng befreundet. Gemeinsam haben sie die größten Krisen, aber auch die komischsten, peinlichsten und bedrohlichsten Situationen ihres Lebens durchgestanden. Als Isabel schwer erkrankt, lernen die Freundinnen eine bittere Lektion über die Kostbarkeit ihrer gemeinsamen Zeit - und kommen doch ihren eigenen Wünschen dabei näher.

»Ein Juwel von einem Buch.« Nora Roberts

Patricia Gaffney

# Garten der Frauen

Roman

Aus dem Amerikanischen von Caroline Einhüpl

## **Weltbild**

## **Die Autorin**

Patricia Gaffney studierte Englische Philologie und arbeitete als Englischlehrerin und Journalistin. Heute ist sie freie Schriftstellerin und lebt mit ihrem Ehemann in Blue Ridge Summit, Pennsylvania. Mit ihren beiden Romanen »Garten der Frauen« und »Fluss des Lebens« landete sie einen phänomenalen Erfolg.

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel The saving Graces.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2021 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-  
Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 1999 by Patricia Gaffney

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 1999 by Heyne Verlag, München, in der  
Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH

Übersetzung: Caroline Einhäupl

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: iStockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-789-9

Für Jan, Abbey und Marti.  
Und für Carolyn, Jeanne, Jamie, Jodie und Kathleen.  
Und Molly.  
Vor allem aber in Erinnerung an Midge.

## EMMA

Wenn die Hälfte aller Ehen mit einer Scheidung enden, wie lange hält dann eine Ehe im Durchschnitt? Das ist kein mathematisches Problem; ich möchte es wirklich gerne wissen. Ich wette, weniger als neuneinhalb Jahre. So lange gibt es die Rettenden Engel jetzt schon, und wir werden nicht mal unruhig. Wir reden immer noch miteinander, bemerken, wenn eine abgenommen, einen neuen Haarschnitt oder neue Schuhe hat. So weit ich weiß, ist keine von uns auf der Suche nach einem jüngeren, knackigeren Mitglied.

Ehrlich gesagt, hätte ich nicht gedacht, dass wir so lange durchhalten. Ich bin damals nur mitgekommen, weil Rudy mich überredet hat. Die anderen drei waren Lee, Isabel und Joan, oder hieß sie Joanne? Sie war nicht lange dabei; ist mit ihrem Urologenfreund nach Detroit gezogen, und wir haben uns aus den Augen verloren. Am Anfang hätte ich nie geglaubt, dass die anderen drei meine Busenfreundinnen werden könnten. Lee fand ich rechthaberisch, und Isabel war schon neununddreißig. Nächstes Jahr werde ich vierzig, soviel zu dem Thema, und Lee ist rechthaberisch, aber sie kann nichts dafür, weil sie eben immer recht hat. Das stimmt wirklich; und sie verdankt es ihrem außergewöhnlichen Charakter, dass wir sie nicht alle dafür hassen.

Das erste Treffen war grauenhaft. Es fand bei Isabel statt – damals war sie noch mit Gary verheiratet. Ich weiß noch, dass ich gedacht habe, mein Gott, sind diese Leute anständig. Anständig und reich, das hat mich wirklich umgehauen – aber ich war gerade in eine kleine, feuchte Souterrainwohnung in Georgetown gezogen, die nur wegen der Lage elfhundert Dollar im Monat kostete, deswegen war ich ein bisschen empfindlich. Lee sah so aus, als käme sie gerade aus dem Fitness-Studio. Und sie war Single, studierte noch und unterrichtete halbtags an einer Sonderschule – jeder weiß ja, wie viel Geld man da verdient –, und trotzdem wohnte sie in diesem versnobten Viertel bei Isabel um die

Ecke, und zwar nicht zur Miete, sondern in einem eigenen Haus. Solche Leute hatten mir gerade noch gefehlt.

Auf dem Heimweg habe ich Rudy mit viel Witz und Ironie erklärt, warum ich unmöglich bei einer Frauengruppe mitmachen kann, deren Mitglieder elektrische Heckenscheren besitzen, Designerklamotten tragen, sich an Eisenhower erinnern und mit Urologen ausgehen. »Aber sie sind nett«, beharrte Rudy. Doch darum ging es nicht. Viele Leute sind nett, aber man will nicht unbedingt jeden zweiten Donnerstag mit ihnen zu Abend essen und Geheimnisse austauschen.

Das andere war die Eifersucht. Ich konnte es schon kaum ertragen, dass Rudy außer mir noch eine andere Freundin hatte. Einen Abend in der Woche brachten sie und Lee Analphabeten unentgeltlich Lesen und Schreiben bei. Dabei hatten sie sich kennen gelernt. Ich hatte nie Angst, dass sie beste Freundinnen werden könnten, weder damals noch heute; wenn es zwei Menschen gibt, die nichts gemeinsam haben, dann sind es Lee und Rudy. Aber ich war wie immer unsicher und viel zu neurotisch (das hat sich bis heute nicht geändert), um zu erkennen, was für wunderbare Möglichkeiten die Rettenden Engel boten – ich musste sie nur ergreifen.

Damals waren wir natürlich noch nicht die Rettenden Engel. Und auch heute posaunen wir unseren Namen nicht in die Öffentlichkeit. Er ist kitschig; er klingt wie der Titel einer Sitcom. Oder? »Die Rettenden Engel«, in den Hauptrollen Valerie Bertinelli, Susan Dey und Cybill Shepherd. Alles attraktive, kluge und lustige Frauen, die zufällig ein bisschen verrückt sind. Wie dem auch sei, der Ursprung unseres Namens ist eine reine Privatangelegenheit. Er hat keine besondere Bedeutung – er ist irgendwie ganz witzig und passt zu uns. Aber wir reden nicht drüber. Es ist eine Privatsache.

Wir waren auf dem Weg vom Abendessen in einem Restaurant in Great Falls nach Hause (wenn diejenige, bei der das Treffen stattfinden soll, keine Lust hat zu kochen, gehen wir essen), und Rudy fuhr einen Umweg, weil sie die Ausfahrt verpasst hatte. Wir waren damals seit fast einem Jahr eine Gruppe; Joan/Joanne hatte uns gerade verlassen, und Marsha, vorübergehendes Mitglied Nummer zwei, war noch nicht dabei, deshalb waren wir nur zu viert. Ich saß auf dem Rücksitz. Rudy drehte



sich um, um etwas davon mitzukriegen, wie ich die Kellnerin nachmachte, die, wie alle fanden, wie Emma Thompson aussah. Isabel schrie: »Pass auf!«, und einen Sekundenbruchteil später haben wir den Hund überfahren. Ich sehe immer noch den Blick dieses gelben Köters vor mir, kurz bevor ihn die Stoßstange erwischte und er über die Motorhaube von Rudys Saab geschleudert wurde – fragend, neugierig, ein bisschen verwirrt. Als wollte er sagen: »Oh, das ist aber mal interessant.«

Alle haben geschrien. Ich habe immer wieder gesagt: »Er ist tot, er ist tot, er muss tot sein«, während Rudy den Wagen am Straßenrand zum Stehen brachte. Um die Wahrheit zu sagen, ich glaube, ich wäre weitergefahren. Ich war mir sicher, dass der Hund tot war, und ich wollte mir das nicht ansehen. Als ich zwölf war, habe ich mit meinem Fahrrad einen Frosch überfahren, das habe ich immer noch nicht verkräftet. Aber Rudy stellte den Motor ab, und alle stiegen aus. Da musste ich also mit.

Er war nicht tot. Aber das wussten wir nicht, bis Lee sich plötzlich mitten auf dem MacArthur Boulevard in Florence Nightingale, den Engel der Landstraße, verwandelte. Haben Sie schon mal gesehen, wie ein Mensch einen Hund reanimiert? Es ist lustig, aber nur im nachhinein. Wenn es passiert, ist es aufregend und eklig, so ähnlich wie was anderes, das in weiten Teilen New Englands heute noch illegal ist. Rudy riss sich ihren schwarzen Kaschmirumhang vom Leib, um den ich sie schon immer beneidet habe, und wickelte den Hund darin ein, weil Lee meinte, er habe einen Schock. »Einen Tierarzt, wir brauchen einen Tierarzt«, jammerte Isabel, aber es war weder ein Haus in der Nähe noch irgendein Laden, gar nichts, außer einer dunklen Kirche auf der anderen Straßenseite. Isabel sprang auf und winkte einem entgegenkommenden Auto. Als es anhielt, rannte sie hin und redete mit dem Fahrer. Ich stand nur da und rang die Hände.

Rudy und Lee hievten den Hund zwischen sich auf den Rücksitz des Saab. Seine Schnauze war voller Blut, das war das einzige, was ich mitbekam; ich konnte kaum hinschauen. Ich weiß nur noch, wie ich gemurmelt habe: »Curtis kriegt 'nen Nervenzusammenbruch«, während das Blut auf die honiggelben Ledersitze des 900er Turbo tropfte. Aber

Rudy, diejenige, die es büßen musste, wenn Curtis einen Nervenzusammenbruch bekam, zuckte nicht mit der Wimper.

»In Glen Echo gibt es einen Tierarzt«, sagte Isabel und stieg auf der Beifahrerseite ein, damit sie Rudy den Weg erklären konnte. Ich musste mit Lee und dem Hund hinten sitzen. Ich kann kein Blut sehen und halte es nicht aus, wenn jemand im Sterben liegt, da wird mir schlecht. Wirklich. Einmal habe ich gesehen, wie ein Mann, einer meiner Nachbarn, sich mit dem elektrischen Rasenmäher über den Fuß gefahren ist, und ich musste mich auf dem Gehweg übergeben. Das ist wahr. Also starrte ich aus dem Fenster und konzentrierte mich darauf, wie die Scheinwerfer der Autos das Schild an der Kirche auf der anderen Straßenseite anstrahlten, KIRCHE ZUM HEILIGEN SCHUTZENGEL – und fragen Sie jetzt bitte nicht nach der Pointe der Geschichte.

Rudy raste wie ein Formel-1-Pilot nach Glen Echo. Der Tierarzt war nicht da – es war elf Uhr nachts –, aber als der verschlafene Nachtwächter ihn anrief, kam er sofort. Grace, wie wir den Hund taufte, hatte eine kollabierte Lunge, ein gebrochenes Bein und eine ausgerenkte Schulter, aber sie blieb am Leben, und es kostete nur elfhundertvierzig Dollar. Niemand suchte nach ihr – quelle surprise! –, aber als sie aus der Tierklinik entlassen wurde, stritten sich Isabel und Lee, wer von beiden sie behalten durfte. Ernie, Isabels alter Beagle, war gerade gestorben, deshalb hat sie gewonnen, oder verloren, wie man's nimmt. Sie hat Grace heute noch. Jetzt ist Grace alt und grau wie wir, die Tage, wo sie wie ein Wiesel über den Highway rannte, sind vorbei, aber sie ist der süßeste Hund, den es gibt – und ich mache mir eigentlich nichts aus Hunden. Ich habe immer gedacht, sie könnte es uns durchaus übel nehmen, dass wir sie überfahren haben, statt dessen betet sie uns an, weil wir sie gerettet haben. An unserem Jahrestag feiern wir immer auch ihren Geburtstag und überschütten sie mit Unmengen von Hundespielzeug und Würstchen.

So sind wir also zu unserem Namen gekommen. Ihnen ist sicher aufgefallen, dass ich die einzige bin, die eigentlich nichts getan hat, die keine noch so klitzekleine Heldentat vollbracht hat. Die anderen sehen großzügig und wohlwollend darüber hinweg, genau wie Grace.

Niemand hat je ein Wort darüber verloren, nicht mal einen Witz gemacht. (Ich hätte dem bestimmt nicht widerstehen können, wenigstens ein einziges Mal in neuneinhalb Jahren hätte ich mich darüber lustig gemacht.) Nein, ich werde vorbehaltlos als Rettender Engel akzeptiert, und allein dafür halte ich der Gruppe lebenslang die Treue, selbst wenn es all die Freundlichkeit, das Mitgefühl, den Trost und die Solidarität nicht gäbe.

Aber die gibt es. Tausendfach. Und da ich nicht in ein Kloster eingetreten bin, sollte ich vielleicht auch erwähnen, dass es natürlich auch Eifersucht, Kleinlichkeit und Starrsinn gibt und, nicht zu vergessen, den einen oder anderen Nervenzusammenbruch. Aber das ist alles unwichtig, und heute denke ich mit Schrecken daran, dass meine Vorurteile gegenüber Besserverdienenden mich fast dazu gebracht hätten, mich nach diesem ersten Abend bei Isabel mit einer höflichen Entschuldigung aus dem Staub zu machen.

Die gute alte Rudy. Sie hat dafür gesorgt, dass ich bei der Stange bleibe. Wenn ich darüber nachdenke ist das eher seltsam. Denn Rudy ist von uns allen diejenige, die am ehesten verrückt ist. Lee ist die Normale. Wir nennen sie sogar so – sie fasst es als Kompliment auf. Das sagt eigentlich alles über Lee.

## LEE

Die Frauengruppe traf sich zum erstenmal am 14. Juli 1988 in Isabels Haus in der Meadow Street. Sie hat thailändisches Huhn in Erdnusssoße mit Glasnudeln gekocht. Damals waren wir fünf – Isabel, Rudy, Emma, Joanne Karlewski und ich. Nachdem vier von uns an diesem Abend mit einem Salat aufkreuzten, schlug ich vor, genau festzulegen, was jede in Zukunft zum Essen mitbringen sollte. Rudy war für die Vorspeise zuständig, Emma für den Salat, Joanne für das Brot, Isabel für Obst und ich für den Nachtisch. Diejenige, bei der das Treffen stattfand, kochte den Hauptgang. Bis auf Rudy haben sich seitdem alle daran gehalten. (Wir mussten ihr den Nachtisch geben, weil sie nie pünktlich ist.)

Bis zum September 1991 trafen wir uns jeden ersten und dritten Mittwoch im Monat, dann ging ich wieder zur Uni und bekam Probleme wegen eines Seminars am Abend. Deswegen haben wir die Treffen auf Donnerstag gelegt, und so ist es seitdem geblieben. Wir fangen um halb acht an und hören so gegen zehn, Viertel nach zehn auf. In den ersten Jahren haben wir immer halb ernst über ein Thema diskutiert, das wir in der Woche zuvor festgelegt hatten – Mütter und Töchter, Ehrgeiz, Vertrauen, Sex, diese Geschichten. Damit begannen wir gleich nach dem Essen und blieben ungefähr eine Stunde dabei. Doch inzwischen sind wir davon abgekommen, und ich bin die einzige, der es abgeht. Von Zeit zu Zeit schlage ich vor, dass wir es wieder einführen, doch niemand unterstützt mich. »Wir haben doch schon jedes Thema unter der Sonne durchgekaut«, findet Emma, »es ist nichts mehr übrig.« Da ist was Wahres dran, zugegeben, aber ich glaube, in Wirklichkeit ist es nur Faulheit. Es ist soviel einfacher zu schwatzen, als seine Gedanken zu ordnen und über ein ernsthaftes Thema zu reden und dabeizubleiben. Ich mag Tratsch genauso gerne wie alle anderen, aber ich bin ziemlich sicher, dass wir viel bessere Diskussionen hätten, wenn wir die Sache mehr strukturieren würden.

Die Viertelstundenregel haben wir aufgestellt, als Susan Geiser dabei war (von Februar 1994 bis April 1995), und sie gilt immer noch, obwohl wir sie eigentlich nicht mehr brauchen, seit Susan weg ist. Die Rettenden Engel waren schon eine ganze Weile nur zu viert, als Isabel vorschlug, Susan als neues Mitglied aufzunehmen. Sie hatte ein paar wunderbare Eigenschaften, Susan, meine ich, sie war interessant und konnte sehr witzig sein. Aber sie hatte einen Fehler: Sie redete ununterbrochen. Mir hat es nicht soviel ausgemacht, aber Emma und Rudy hat es zum Wahnsinn getrieben. Da hat Isabel auf ihre wunderbare, taktvolle Art – und das kann nur sie – die Viertelstundenregel ins Spiel gebracht, und von da an hat jede von uns beim Essen fünfzehn Minuten lang erzählt, wie es ihr geht, was sie in letzter Zeit macht und worüber sie nachdenkt. Wir sind nicht so streng, keine schaut auf die Uhr oder was; es dient einfach als Richtlinie. Ich bin meistens schon nach fünf Minuten fertig, während Rudy mindestens zwanzig Minuten braucht, und so funktioniert es prima.

Emma und Rudy behaupten immer, ich hätte die Idee mit der Gruppe gehabt, hätte alles geplant und organisiert, aber in Wirklichkeit hat Isabel mindestens ebenso viel dazu beigetragen. Isabel und ich waren seit ungefähr eineinhalb Jahren befreundet, seit dem Halloween-Abend, an dem Terry, ihr Sohn, meine neuen Schuhe vollgekotzt hat. Es war mein erstes Halloween in dem Haus in Chevy Chase, und es machte mir großen Spaß, die vielen kleinen kostümierten Bettler und Geister, die an meine Tür kamen, mit selbst gemachtem Popcorn und glasierten Äpfeln zu versorgen. Es waren Dutzende von Kindern – ich war gerade aus einem Hochhaus hierhergezogen und konnte kaum glauben, wie viele Kinder es in der Nachbarschaft gab. Und sie waren so süß in ihren kleinen Kostümen, die winzigen Prinzessinnen und Hexen und Power Rangers. Ich gebe zu, dass ich richtig süchtig nach Kindern bin, wie Emma es nennt. Um halb neun klingelte fast niemand mehr, und um neun schien Halloween vorüber zu sein.

Ich machte das Licht auf der Veranda aus und wollte gerade nach oben gehen um zu duschen, da tat es einen lauten Schlag an der Tür. Es klang, als hätte jemand etwas dagegengeworfen. Vielleicht einen von den Kürbissen, die ich ausgehöhlt und auf die Stufen gestellt hatte. Ich

schaute durch den Spion und sah einen Jungen. Zwei Jungen. Einen kannte ich vom Sehen, deshalb machte ich auf.

»Süßes oder Saures.«

Das haute sie um. Die beiden – sie waren nicht kostümiert – bogen sich vor Lachen und hielten sich aneinander fest. Sie waren betrunken.

»Seid ihr Clowns?« fragte ich.

»Nein, wir sind Gangster«, sagte der, der Kevin hieß, wie ich später erfuhr. Das löste eine neue Lachsalve aus. Sie hatten Kopfkissenbezüge dabei, randvoll mit Süßigkeiten: der Beweis für einen langen, erfolgreichen Halloween-Abend. Was bedeutete, dass niemand ihnen das Handwerk gelegt hatte. Und da wundern sich die Leute über die Jugend von heute.

Jetzt waren die beiden jedenfalls an der falschen Adresse. »Dich kenne ich«, sagte ich und zeigte auf Terry. »Du wohnst in der Meadow Street. In dem weißen Haus an der Ecke. Weiß deine Mutter, was ihr, du und dein Freund, heute Abend treibt?«

»Klar«, sagte er. Aber er hörte auf zu lachen. Er hatte ganz rote Wangen von der kalten, feuchten Nachtluft, und seine Haare standen zu Berge. Damals war Terry fünfzehn, aber in seinen schlampigen, viel zu großen Klamotten sah er jünger aus. Wie ein kleiner Junge, der sich verkleidet hat.

Ich wandte mich brüsk an Kevin. »Wo wohnst du?«

»Leland Street«, murmelte er und wich vor mir zurück. Ich habe immer so eine Wirkung auf Kinder, wenn ich streng bin. Ernüchternd. (In diesem Fall im wahrsten Sinne des Wortes.) Aber nicht, weil ich sie einschüchtere, bestimmt nicht; ich habe so eine Art, ihnen die Realität vor Augen zu führen, wie ich sie sehe: vernünftig.

»Auf welcher Seite der Connecticut Road?«

»Auf dieser«, sagte Kevin.

»Gut.« Ich wollte nicht, dass er, betrunken wie er war, die befahrene Straße überquerte. »Ihr geht jetzt sofort nach Hause. Und den Alkohol lasst ihr hier.« Ich streckte die Hand aus.

Kevin machte ein Gesicht wie ein Baby, allerdings kein besonders süßes. Er hatte fast eine Glatze und ein falsches Totenkopftattoo auf der Wange, eine Art Nazilook, schätze ich. »Blöde Kuh«, sagte er, und:

»Das Zeug hat sowieso Terry«, während er die Stufen hinunterschwangte und Richtung Gehsteig torkelte. »Bis bald, T! Wenn die alte Ziege weg ist!«

»Schön gesagt.«

Terry wich zurück und fiel gegen die Tür mit dem Fliegengitter. Er versuchte, unschuldig zu lächeln, doch es gelang ihm nicht. »Kev ist ein Arschloch«, lallte er. »'schuldigung.« Der Kopfkissenbezug rutschte ihm aus den Fingern und schlug krachend auf die Veranda.

Ich hob ihn auf. Unter den Süßigkeiten steckte eine fast leere Halbliterflasche Wodka. Ich rückte einen Kürbis beiseite und stellte die Flasche auf den Treppenhaken.

»Schaffst du es allein bis nach Hause?«

»Logo.« Aber er rührte sich nicht vom Fleck, und nur seine verdrehten Beine verhinderten, dass er einfach wegrutschte.

Ich seufzte. »Also gut, gehen wir.«

Ich fasste ihn am Arm, um ihn zum Gehen zu bewegen. Wir waren damals ungefähr gleich groß – jetzt ist er fast zwei Meter und stämmig –, aber ich war kräftiger, und so war es kein Problem für mich, ihn beinahe zu tragen, als wir schwankend den leeren Gehweg entlangstolperten. Erst protestierte er, aber je näher wir seinem Haus kamen, desto stiller wurde er. Das Verandalicht war aus, sonst hätte ich vielleicht bemerkt, dass Terry immer blasser und ganz grün im Gesicht wurde, und hätte die Schweißperlen gesehen, die von seiner bartlosen Oberlippe tropften. An der Haustür blieb er hinter mir stehen, als hätte er Angst vor dem, was ihn erwartete.

Ich klopfte. Isabel riss in Null Komma nichts die Tür auf, lächelte und hielt mir eine Schale mit Snickers entgegen. Ich erkannte sie und erwiderte ihr Lächeln. Es war die sympathische ältere Frau, die ihren Beagle auf dem gleichen unbebauten Grundstück – wir nannten es den »Hundepark« – ausführte, wo ich mit Lettice, meinem Spaniel, spazieren ging.

»Terry?« Sie hatte ihren Sohn hinter mir entdeckt und runzelte verwirrt die Stirn.

»Mom?« Eigentlich sagte er: »Mo –?« Wenn er es geschafft hätte, rechtzeitig den Mund zuzumachen, wären meine Schuhe gerettet

gewesen. Aber plötzlich erbrach er eine widerliche Mischung aus halbverdauten M&Ms, Mars, Milky Ways und Wodka, und das meiste davon landete auf meinen nagelneuen taubenblauen Wildlederschuh von Ferragamo.

Isabel schoss heraus. Direkt hinter ihr tauchte Gary auf. Ich weiß nicht mehr, was ich über ihn gedacht habe, als ich ihn das erstmal sah. Nicht viel – ihr Mann, älter als sie, klein und untersetzt, unauffällig. Schließlich kümmerte er sich um Terry, und Isabel versorgte mich.

Seitdem habe ich tausendmal in ihrer Küche gegessen. Isabel ist ganz anders als meine anderen Freundinnen, und am Anfang konnte ich mir nicht vorstellen, dass wir uns jemals näher kommen würden, obwohl ich sie mochte. Sie war älter als ich, das war das eine, zwar nur acht Jahre, aber es kam mir viel mehr vor. Isabel sagt, sie sei eine andere Generation, aber ich glaube, es ist noch was anderes. Manche Menschen wissen von Geburt an Dinge, die andere ihr Leben lang zu lernen versuchen. Und sie sah soviel älter aus. Ihr Haar hatte graue Strähnen, und sie hatte es zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Ausgerechnet zu einem Pferdeschwanz! Sie hatte überhaupt kein Modebewusstsein. (Ich habe ihr im Lauf der Jahre geholfen, ihren Stil zu finden.) Trotzdem war sie wunderschön. Sie sah aus wie eine alternde Madonna – ich meine nicht die Sängerin. Das war 1987, da hatten die wirklichen Probleme noch gar nicht angefangen, aber schon damals lag etwas Trauriges in Isabels Gesicht. Und Heiterkeit, ein inneres Leuchten, das mir immer wieder außergewöhnlich vorkommt.

Und ich ... nun, ich war voll auf damit beschäftigt, halbtags zu unterrichten, gab jede Menge Kurse und schrieb an meiner Doktorarbeit in Erziehungswissenschaften, aber ich war trotzdem ein bisschen einsam. Ich brauchte ein bisschen ... Mütterlichkeit. Nicht, dass ich keine Mutter hätte. Oy, und was für eine, wie mein Mann immer sagt. Ich meine, ich fing an, mich nach einem Baby zu sehnen.

Emma sagt, ich weiß nicht, was Ironie ist, aber ich glaube, genau das ist die Definition. Außer Isabel hat keine von uns Kinder, und die einzige, die welche will, bin ich. Und bei mir klappt es nicht. Dazu kommt – und auch das ist Ironie des Schicksals –, dass ich glaube,



Isabel und ich sind die geborenen Mütter, doch beide hatten wir ziemlich kalte Eltern. Ich sterbe vor Sehnsucht danach, Mutter zu sein, bemuttert zu werden. Und sie bemuttert jeden, aber wer bemuttert sie?

Doch wenn ich es mir recht überlege, hat es vielleicht gar nichts mit Ironie zu tun. Vielleicht ist es nur traurig.

Sie überredete mich, meine Strumpfhose aus- und ein Paar saubere Socken – von Terry – anzuziehen, und sie gab mir einen Becher heißen Punsch, während sie meine Schuhe im Waschbecken ihrer Gästetoilette säuberte. Als sie zurückkam, haben wir uns lange und gut unterhalten. Sie wollte alles über mich wissen. Ich erinnere mich noch genau, wie ich ihr von den Schwierigkeiten erzählt habe, in die meine Brüder als Teenager regelmäßig verwickelt waren, und dass sie sich beide zu – wie man so schön sagt – Stützen der Gesellschaft entwickelt haben. Das habe ich gesagt, damit sie sich nicht allzu viele Sorgen machte, dass Terry auf die schiefe Bahn geraten könnte. Ich blieb nicht lange, aber als ich ging, dachte ich noch, dass sie viel mehr über mich erfahren hatte, als ich über sie.

Am nächsten Tag kam Terry vorbei, entschuldigte sich sehr lieb und brachte mir eine Einladung zum Abendessen. So fing alles an. Isabel und ich wurden Freundinnen. Wenn wir uns nicht gegenseitig besuchten, führten wir die Hunde zusammen spazieren, spielten Tennis oder erkundeten die Umgebung. Ich weinte mit ihr, als Terry beschloss, aufs College nach Montreal zu gehen. Sie hörte sich jede Kleinigkeit über das lange, schüchterne Werben meines Mannes an. Nachdem sie Gary verlassen hatte, wohnten sie und Grace drei Wochen in meinem Gästezimmer, und als sie Krebs bekam, war es, als hätte ich ihn. Ich kann mir kaum noch vorstellen, wie mein Leben war, bevor ich Isabel kennen lernte.

Ungefähr ein Jahr nach Terrys Halloween-Eskapade saßen wir auf dem Linoleumboden und rieben die Hunde nach ihrem letzten Bad im Sommer trocken. »Leah Pavlik«, sagte Isabel, »du verbringst zu viel Zeit mit mir in dieser Küche. Du solltest an die frische Luft gehen und mit Mädchen in deinem Alter spielen.« »Du solltest rausgehen und mit Mädchen in meinem Alter spielen«, erwiderte ich. Wir lachten, und dann – ich weiß nicht mehr, wer was sagte, aber ehe wir's uns versahen,

sprachen wir davon, eine Frauengruppe zu gründen.

Mein Leben lang hatte ich immer viele Freundinnen, und ich gebe zu, dass ich gerne organisiere. In der fünften oder sechsten Klasse habe ich einen Club nur für Mädchen gegründet. Wir trafen uns immer in unserem Keller. Und in der High School war ich Vizekapitän der Cheerleader und später Erste Vorsitzende der Studentenverbindung im College. Aber seit ich nach Washington gezogen bin, habe ich, außer Isabel, nicht viele neue Freundinnen dazugewonnen. Die Idee, eine Frauengruppe zu gründen, fand ich wunderbar. Es sollte weder ein Literaturkreis noch eine politische oder eine feministische Gruppe werden. Nur Frauen, die wir mochten und schätzten und von denen wir etwas lernen konnten. Wir wollten uns ab und zu treffen, um über Dinge zu reden, die uns interessierten. Eine ganz bescheidene Tagesordnung. Wir hatten keine Ahnung, dass wir gerade die ersten Samen für einen wunderschönen Garten gesät hatten. Das stammt von Isabel, nicht von mir. Jahre später sagte sie, wir hätten gesundes Gemüse für die Grundversorgung und zauberhafte Blumen für die Freuden gezogen. Ich fragte sie, was ich davon wäre, und war mir sicher, sie würde sagen, ein gesundes Gemüse, aber sie sagte, ich wäre beides. »Wir sind alle beides, du Dummkopf«, waren ihre Worte.

Die ersten Eindrücke. Als es die Gruppe ein Jahr gab, machten wir einmal zum Thema (mein Vorschlag), was wir alle übereinander gedacht hatten – diejenigen, die sich noch nicht gekannt hatten –, als wir uns zum ersten mal trafen. Ich machte den Anfang und erzählte, dass ich gedacht hatte, Emma sähe aus wie jemand aus der Kunstszene, eine Rocksängerin zum Beispiel. (Eher ein verblässer Rockstar, meinte ich eigentlich, weil Emma manchmal so eine blasierte, gelangweilte Art an den Tag legt. In Wirklichkeit ist sie ganz und gar nicht abgeklärt, und ich habe nie verstanden, warum es so wichtig für sie ist, immer cool zu wirken.) Jedenfalls war sie begeistert, dass ich fand, sie sähe aus wie eine Rocksängerin. Sie wollte wissen, wem sie ähnelte, und mir fiel Bonnie Raitt ein –, weil beide so ein hübsches, markant geschnittenes Gesicht haben und (auch das muss angemerkt werden) von Zeit zu Zeit denselben leicht arroganten Ausdruck. Auch die Haare waren ähnlich – lang, rotblond und, um es milde auszudrücken, selbst gestylt. (Ich

würde Emma für mein Leben gern Harold, meinem Friseur, vorstellen, aber sie sagt, dass sie keine Zeit hat.)

Rudy und Emma sagten beide, dass sie Isabel auf Anhieb mochten, sie fanden sie wunderbar, wenn auch vielleicht ein bisschen altmodisch und eine Spur konservativ. »Damenhaft, aber im positiven Sinn«, meinte Emma, und Rudy fügte hinzu: »Nein, mütterlich.« Ich erinnere mich noch, dass Isabel bei dem ersten Treffen eine rote Leinenschürze trug – sie hat sie den ganzen Abend anbehalten, hat sie einfach vergessen. Daran sieht man, dass sie überhaupt nicht eitel ist. Aber konservativ? Nein. Nein, nein. Das ist der beste Beweis, wie falsch und ungenau der erste Eindruck sein kann.

Isabel sagte, Rudy sei eine der schönsten Frauen, die sie je zu Gesicht bekommen hat, und natürlich stimmten Emma und ich ihr zu. Wir anderen sind durchschnittlich attraktiv, meiner Meinung nach. Aber Rudy ist etwas Besonderes. Sie fällt auf; wir können nirgendwo hingehen, ohne Aufmerksamkeit zu erregen. Sie hat eine Haut wie ein Engel, die Figur eines Topmodels, glänzendes blauschwarzes Haar, das immer so sitzt, wie sie es will. Wenn sie nur ein bildschönes Gesicht hätte, könnte man sie vielleicht hassen, aber hinter ihren klassischen Zügen verbirgt sich soviel Süße, soviel Unschuld und Verletzlichkeit, dass sie in jedem den Beschützerinstinkt weckt. Jeder möchte Rudy retten – vor allem Männer, sagt sie. Aber, so leid es mir tut, bis jetzt ist es noch keinem gelungen.

Als die Reihe an mir war, behauptete Emma, ich sähe auch aus wie ein Rockstar. Wie wer denn, fragte ich beflissen. (Ein alternder Beau hat mir einmal gestanden, ich erinnerte ihn an Marie Osmond; >die Kluge«, hatte er gesagt.) Aber Emma sagte: »Sinéad O'Connor.« Was? »Oh, nicht wegen der Glatze, obwohl deine Haare damals ziemlich kurz waren, Lee. Eher wegen deiner humorlosen, rechthaberischen Art.« Na vielen Dank! Ich war beleidigt, aber Emma fügte hinzu: »Nein, Sinéad O'Connor ist wunderbar – hast du nie ihre Augen bemerkt?« Nein. »Sie ist wunderschön, Lee, das sollte ein Kompliment sein.« Ach wirklich? Das bezweifle ich. Wie auch immer, ich sehe Sinéad O'Connor kein bisschen ähnlich. Ich sehe aus wie meine Mutter: klein, drahtig, dunkelhaarig und ausdrucksvoll. Und ich bin nie rechthaberisch, obwohl es stimmt,

dass ich meistens recht habe.

Soviel zu den ersten Eindrücken.

Als ich Henry heiratete, ging mir durch den Kopf, dass ich die Gruppe in Zukunft vielleicht nicht mehr so sehr brauchen oder dass meine Begeisterung nachlassen würde und ich nicht mehr soviel Zeit und Energie haben würde. Nichts von alledem geschah. Es gab eine Zeit von sieben oder acht Monaten, in der ich so darauf fixiert war, mit Henry zu schlafen, dass mein Bewusstsein fast gar nichts anderes mehr registrierte, aber das war ein allgemeines Phänomen und hatte nichts mit den Rettenden Engeln zu tun

Emma und Rudy konnten sich während dieser Zeit köstlich über mich amüsieren. Ich weiß nicht, wofür die beiden mich hielten, bevor ich Henry kennen lernte – für prude wahrscheinlich. Was ich nicht bin und auch nie war. Zufällig fluche ich nicht und behalte manche Überlegungen lieber für mich, anstatt sie herauszuposaunen. Oder wenn, formuliere ich sie so, dass sie für gewisse Leute altmodisch, ja beinahe wunderlich klingen. Und als ich Henry kennen lernte und meine bekanntermaßen vernünftigen und phantasielosen Gedanken nur noch um Sex kreisten, fanden sie das natürlich zum Totlachen.

Ich hätte ihren Späßen ein Ende bereiten können, wenn ich einfach den Mund gehalten hätte, aber irgendwie konnte ich nicht aufhören, darüber zu reden. Wahrscheinlich spielten meine Hormone verrückt. So was war mir noch nie in meinem Leben passiert, und ich war siebenunddreißig. An einem Donnerstag Abend machte ich den Fehler, der Gruppe zu erzählen, wie Henry in seinem blauen Overall aussah. Auf der Brusttasche prangte in Gold sein Name, und quer über dem Rücken stand PATTERSON & SOHN HEIZUNG & SANITÄR. Und er trug einen Werkzeuggürtel. Einen Werkzeuggürtel. Wer wusste schon, was das war? Rudy und Emma behaupteten, sie wüssten alles über Werkzeuggürtel – ich spreche über diese ultimativen männlichen Reize, diese unwiderstehliche Kombination aus Sexualität und der offensichtlichen Fähigkeit, Probleme zu lösen –, und sogar Isabel gab zu, dass der Zusammenhang nichts Neues für sie war. Ich frage mich, wo ich bis dahin gelebt habe. Dann machte ich einen noch größeren Fehler. Ich erzählte ihnen, wie er das erstmal in mein Haus kam (nur

um eine verstopfte Toilette zu reparieren; da hatte ich ihn noch nicht beauftragt, die alten Rohre zu erneuern und neue Heizkörper zu installieren) und er mir in einem Buch für Installateure ein Diagramm zeigte, mit dessen Hilfe man genau erkennen konnte, wo das Problem lag und wie man es beseitigen konnte. »Das gehört zum Service«, erklärte er mir mit seiner tiefen Stimme und dem aufregenden Südstaatenakzent. »Ein informierter Kunde ist ein zufriedener Kunde.« Er hatte die Ärmel hochgekrempt, und in der Sonne, die durch das Badezimmerfenster hereinschien, leuchtete jedes einzelne Haar golden auf seinen – in diesem Fall kann man wirklich sagen, segnigen – Unterarmen. Man muss das Diagramm sehen, um zu verstehen, was ich meine, aber glauben Sie mir, die Zeichnung dieses »Klosettbohrers«, der sich seinen Weg durch die lange Röhre in die engen Tiefen des schräg nach hinten verlaufenden Überlaufrohres der Toilette bahnt, sah genauso aus, wirklich genauso, wie ein Penis in der Vagina einer Frau.

Sie können sich vorstellen, was für Witze ich über meinen »Rohrverleger« in den letzten vier Jahren ertragen musste.

Und noch eine Ironie am Rande. Zusätzlich zu der klaren, befreienden Lust, die ich für Henry beinah vom ersten Augenblick an empfand, wusste ich genau, dass er der wundervollste Vater der Welt sein würde. Meine Gene schreien geradezu nach seinen Genen, sagte ich immer schmunzelnd. Zusammen würden wir süße jüdisch/protestantische, intellektuell/tatkräftige Babys haben (wobei die intellektuelle Seite von meinem Vater stammt, nicht von mir; mein Vater lehrt Quantenphysik an der Universität, und meine Mutter ist Börsenmaklerin). Aber bis heute stehen die Baby-Aktien nicht besonders gut. Irgend etwas scheint mit dem Rohr meines Rohrverlegers nicht zu stimmen. Oder liegt es an mir? Sie wissen es nicht.

Ich versuche, nicht an das Schlimmste, was uns zustoßen kann, zu denken: Kinderlosigkeit. So ein verzweifertes Wort. Bis jetzt habe ich es noch nie mit mir in Verbindung gebracht. Ich komme mir lächerlich vor, wegen all der Jahre, in denen ich die Pille genommen, Schaum, eine Spirale oder ein Diaphragma benutzt und skrupellos dafür gesorgt habe, dass auch ja nichts passiert.

Es ist mir gelungen, meine schlimmsten Ängste vor der Gruppe zu

verbergen, besser jedenfalls als meine ach so amüsante Libido, aber lange werde ich das wahrscheinlich nicht mehr durchhalten. Und warum sollte ich? Um das Bild von der nüchternen, vernünftigen Lee mit dem kühlen Kopf, das sie von mir haben, nicht zu zerstören, vermute ich.

Aber Isabel weiß es sowieso schon. Wie immer. Einmal hat sie mir gesagt, dass sie die Scheidung, den Krebs, die Chemotherapie ohne mich nie überstanden hätte – was sehr nett, ja typisch für sie ist, aber es stimmt nicht. Doch in meinem Fall wird es so sein. Wenn das Schlimmste geschieht, wenn Henry und ich keine Kinder bekommen können, werde ich das ohne Isabel nicht ertragen.

## RUDY

Ich weiß nicht, warum sich meine Freundinnen mit mir abgeben. Ich würde vor mir davonlaufen. Aber sie sind immer so geduldig und hilfsbereit. Sie legen ihren Arm um meine Schulter und sagen: »Mensch, Rudy, du machst das wirklich gut.« Das ist ein Kode; ich meine, bis jetzt hat mich noch niemand in eine Zwangsjacke gesteckt, also muss es mir ja gut gehen. Das stimmt schon, aber ich habe immer das Gefühl, ich sollte auf Holz klopfen, wenn sie das sagen.

Was ich niemandem erzähle, nicht einmal Emma, die glaubt, sie weiß alles über mich, ist, was für eine Rolle Trimipramin und Valium für mein geistiges Wohlbefinden spielen. Und davor Protriptylin und Alprazolam. Und Meprobamat. Ich könnte noch viele Psychopharmaka aufzählen.

Niemand weiß das, außer Curtis, meinem Mann, und Eric, meinem Therapeut. Über alles andere rede ich offen, über das Desaster in meiner Familie, die Jahrzehnte, die ich in Therapien verbracht habe, meine Kämpfe gegen Melancholie, Depression und Manie. Die halbe Welt nimmt Tranquilizer und Antidepressiva, das schockt niemanden mehr. Es ist keine Schande, wie Emma es formulierte, mit Hilfe von Chemie besser drauf zu sein.

Aber ich behalte es für mich. Ich will, dass meine Freundinnen glauben, dass das, was ich tue, wie ich mich benehme, echt ist. Das ist es auch – aber wenn sie von meiner geheimen Armee von Psychopharmaka wüssten, wäre alles, was ich tue, »wegen der Medikamente«, egal ob es richtig oder falsch ist. An mir wäre nichts mehr authentisch. In ihren Köpfen gäbe es keine echte Rudy.

Ich weiß jetzt schon, wie sie reagieren werden, wenn ich ihnen erzähle, was ich heute gemacht habe: Emma wird lachen, Isabel wird mitfühlend sein und mich trösten, und Lee wird es missbilligen (sanft). Und alle werden sie denken: Was haben die sich auch dabei gedacht, als sie sie eingestellt haben? Aber nicht vor ihrem Urteil habe ich Angst.

Sondern vor Curtis'.

Passiert ist folgendes: Man hat mich bei der Krisen-Hotline rausgeschmissen. Zu meiner Schande muss ich hinzufügen, dass ich nur eine Woche dort war. Mrs. Phillips, meine Supervisorin, sagte, ich sei im Gespräch mit einer Anruferin zu persönlich geworden und hätte die Richtlinien absolut übertreten. Ich weiß, dass ich falsch gehandelt habe, ich weiß, dass es Regeln geben muss, aber wenn dieses Mädchen – Stephanie – noch einmal anriefe, würde ich es wieder tun.

Man hat uns erklärt, dass man am Anfang vorsichtig sein soll, und ich hatte bereits mehrere Teenager am Telefon gehabt, die mir einen Streich gespielt haben. Aber Stephanies junge, dünne, angespannte Stimme hat sie so schnell verraten. Ich war mir bereits nach ein paar Minuten sicher, dass das kein Spiel war.

»Krisen-Hotline, mein Name ist Rudy. Hallo? Hier spricht Rudy – wer ist denn da?«

»Hallo, ja. Ich – äh – ich rufe für eine Freundin an.«

»Hallo. Okay. Wie heißt deine Freundin?«

Lange Pause. »Stephanie.«

»Stephanie. Hat Stephanie ein Problem?«

»Ja, das könnte man sagen. Sie hat 'ne Menge Probleme.«

»Eine Menge? Gut, welches ist das größte? Welches macht sie am unglücklichsten?«

»O Gott, ich weiß nicht. Sie weint viel. Verstehen Sie, über alles mögliche. Ihre Familie, ihre Freunde.«

»Was stimmt denn nicht mit ihrer Familie?«

Schniefen. »Alles.«

Ich wartete.

»Also ihre Mutter, die ist eine Katastrophe.«

»Warum?«

Schweigen.

»Warum ist sie eine Katastrophe?«

Keine Antwort.

»Ich wette, sie trinkt zu viel.«

»Was?«

»Trinkt Stephanies Mutter zu viel?«



»O Mann, ja, tut sie – haben Sie das jetzt geraten?«

»Na ja, meine Mutter trinkt auch. Ja, ich schätze, ich habe einfach geraten.« Warum habe ich das gesagt? Warum?

»Wirklich? Dann ist sie Alkoholikerin? Meine Mutter ist total abhängig, es ist so schrecklich, und ich weiß nicht, wie ... Oh, Scheiße.«

»Nein, warte, das ist schon okay. Hey, Stephanie? Hör zu, es ist okay, wirklich. Ungefähr neunzig Prozent der Leute, die hier anrufen, erzählen erst mal, dass sie für einen Freund oder eine Freundin anrufen. Aber weißt du was? Ich finde es gut – wahrscheinlich würdest du doch auch für eine Freundin anrufen, so nett, wie du bist.« (Normalerweise rede ich nicht so; ich meine, nicht mit dieser Stimme. Aber egal, mit wem ich bei der Hotline spreche, es passiert – passierte – mir immer wieder, dass ich in den Tonfall meines Gesprächspartners ver falle. Mrs. Phillips war der Meinung, das sei eine meiner besten Strategien – bevor sie mich gefeuert hat.)

»Kann sein«, sagte Stephanie skeptisch.

»Nein, wirklich, das bist du, das weiß ich.«

»Wie alt sind Sie?«

»Ich? Einundvierzig.«

Spöttisches Schnauben. »Aha. Und was wissen Sie über Ängste von Teenagern?«

»Ängste von Teenagern.« Ich lachte, und Stephanie fing an mitzulachen – dachte ich, aber dann merkte ich, dass sie weinte.

»O Mann ...« Ich hörte, wie ihre Finger über den Hörer strichen – gleich würde sie auflegen.

Hastig sagte ich: »Ja, meine Mutter war Alkoholikerin, sie hat versucht, sich umzubringen, als ich zwölf war. Als ich elf war, hat mein Vater sich umgebracht.«

Langes Schweigen. Ich hatte viel Zeit, darüber nachzagrübeln, warum mir das herausgerutscht war. Ich wusste, dass es gegen die Regeln verstieß, aber in dem Augenblick ist mir nichts anderes eingefallen, um sie daran zu hindern aufzulegen.

Egal, es funktionierte. Sie begann zu reden. »Meine Mutter ... fast jeden Tag, wenn ich aus der Schule komme, ist sie besoffen. Oder sie kotzt. Und ich muss mich um sie kümmern. Ich kann niemanden mit

nach Hause bringen, deshalb habe ich keine Freundin. Doch, eine Freundin habe ich. Jill. Aber sie ist nicht ... Verstehen Sie, ihr kann ich nicht erzählen, was los ist, deshalb ...«

»Ich weiß, wie das ist. Ich hatte als Kind auch keine Freunde. Aber das war ein Fehler. Ich habe diesen Fehler gemacht.«

»Wie meinen Sie das?«

»Na ja, ich meine, ich habe mir das selbst angetan, weil ich mich immer so geschämt habe. Als wäre ich diejenige, die das Problem hat. Aber hör mir zu, Stephanie, du hast nichts getan, du kannst nichts dafür. Du bist ein Kind. Du hast es nicht verdient, dass dir so etwas geschieht.«

Da brach sie in Tränen aus. Und ich auch. Eine ganze Weile konnten wir beide nichts sagen. Ich bin mir nicht sicher, aber ich glaube, an dem Punkt hat sich Mrs. Phillips eingeschaltet.

»Aber das ist im Moment gar nicht das Schlimmste«, fuhr Stephanie fort, als sie wieder sprechen konnte. »Obwohl es irgendwie immer da ist, verstehen Sie?«

»Ich weiß.«

»Aber jetzt ist es was anderes, viel ...«

»Was, Stephanie? Was?«

»O Gott.« Sie fing wieder an zu weinen. Ich wartete einfach. Ich weinte jetzt auch, aber leise. Ich dachte an Eric, meinen Therapeuten. Er weint nie, egal wie sehr ich in seiner Praxis zusammenbreche. Und doch ist er nie kalt oder unbeteiligt – o nein, eher das Gegenteil. Aber er weint nicht. Und das ist gut so. Mein Gott, irgend jemand muss ja die Übersicht behalten.

Also versuchte ich, mich für Stephanie zusammenzureißen. »Was ist geschehen?« fragte ich sie schließlich. »Ich weiß, dass es etwas Schlimmes ist.«

»Es ist schrecklich. Ich hab was getan.«

»Mit einem Jungen?«

Verblüfftes Schweigen. Dann: »Ach Mist.«

Ich musste wieder lachen. »Mach dir keine Gedanken, ich habe nur mal wieder geraten. Was hast du getan? Wenn du willst, kannst du es mir erzählen.«

»Sind Sie verheiratet? Wie heißen Sie noch mal?«

»Rudy. Ob ich verheiratet bin? Ja.«

»Wie lange?«

»Viereinhalb Jahre, fast fünf.«

»Dann waren Sie siebenunddreißig?«

»Ja. Alt«, sagte ich, ehe sie es sagen konnte. Ich wusste genau, was sie dachte.

»Haben Sie schon mal etwas getan ... mit einem Jungen ...«

»Wofür ich mich nachher geschämt habe?«

»Ja.«

Es ist uns nicht erlaubt, Geschichten aus dem eigenen Leben zu erzählen. Wir sollen zuhören und Fragen stellen und die Anrufer an eine geeignete Hilfsorganisation weiterleiten. Also sagte ich – und ich fand es wirklich nicht so tragisch: »Steph, ich habe Dinge mit Männern gemacht, die ich nicht mal meinem Therapeuten erzähle.«

Sie lachte nervös, aber erleichtert auf. »Heißt das, Sie gehen zu einem Psychiater?«

»Er heißt Eric Greenburg. Ich werde dir seine Adresse geben. Er ist drüben in Maryland.«

»Hey, warten Sie ...«

»Nein, schreib sie dir auf. Für alle Fälle.« Ich gab ihr auch die Telefonnummer. Ich glaube, sie hat sie aufgeschrieben. Ich brauche nicht zu sagen, dass auch das zu den Dingen gehört, dir wir nicht dürfen.

»Okay«, sagte Stephanie und räusperte sich. »Da ist dieser Typ aus meinem Mathekurs. Er heißt George, aber alle nennen ihn Spider Man. Ich weiß nicht, warum. Ich mag ihn nicht mal besonders, ich meine, er ist nicht mein Freund oder so, aber er war gestern Abend mit ein paar anderen Typen in diesem Einkaufszentrum, und ich war mit Jill dort. Wir haben ein bisschen geredet, und dann hat Spider gesagt, wir sollen doch mit rauskommen zu seinem Auto, da hat er so'n Zeug, und wir könnten was rauchen. Jill hat gesagt, kommt nicht in Frage, wir gehen, und – na ja, das war wirklich ziemlich blöd von mir – ich habe gesagt, sie soll doch gehen, aber ich würde bleiben.«

»Hmm.«

»Dann ist sie gegangen, und ich bin mit Spider und zwei anderen Typen auf den Parkplatz gegangen, und wir haben gekifft.«

»Hmm.«

»Ich hab schon mal geraucht, ich meine, es war nicht das erstmal oder so. Vielleicht lag es an meiner Stimmung oder so. Und ...«

»Du wolltest nicht nach Hause gehen.«

»Genau.«

»Wolltest etwas erleben. Ausbrechen.«

»Ja. O Gott, Rudy.«

»Ich weiß. Dann...«

»Dann wissen Sie, was ich danach getan habe?«

»Ich kann es mir vorstellen. Wie war es?«

Sie kicherte – aber dann fing sie wieder an zu weinen. Mein Telefon steht auf einem Tisch, der auf drei Seiten in Kinnhöhe von einer Wand aus Plexiglas umgeben ist. Wenn ich nicht beobachtet werden will, muss ich mich zusammenkauern und mein Gesicht praktisch auf die Tischplatte legen. Ich stützte den Kopf in die Hände. Stephanie hörte nicht auf zu weinen. »Es ist nicht schlimm. Es ist nicht schlimm. Es ist alles in Ordnung«, sagte ich wieder und wieder. »Du bist immer noch du selbst. Du bist immer noch Stephanie.«

»Es war schrecklich, Rudy, es war so schrecklich. Mann, und ich mag ihn nicht einmal. Und er wird es allen erzählen, all seinen Freunden, und dann ...«

»Na und? Du bist nicht so, und du weißt das. Vergiss sie.«

»Jill redet nicht mehr mit mir!«

»Sie ist wahrscheinlich sauer, aber ...«

»Nein, sie hasst mich, meine beste Freundin hasst mich.«

»Nein, das tut sie nicht.«

»Doch, sie hasst mich.«

»Sie ist verwirrt und sie ist sauer auf dich, aber sie hasst dich nicht, Steph. Ist sie wirklich deine beste Freundin? Seit wann?«

»Seit der fünften Klasse. Seit vier Jahren.« Sie sagte das so, wie ich vierzig Jahre sagen würde. »Was soll ich jetzt tun?«

»Ich schätze, du musst mit ihr reden.«

»Sie wird nicht mit mir reden. Und ich kann es ihr sowieso nicht

erzählen.«

»Doch, das kannst du. Du hast es mir erzählt. Es ist verdammt schwer, aber es geht.«

»Ich kann nicht. Sie ist so anständig. Und gut. Sie war immer gut. Manchmal denke ich, wenn ich eine Schwester hätte, wäre alles nicht so schlimm. Oder einen Bruder, irgend jemanden.«

»Das muss nicht unbedingt so sein.«

»Ich meine, wenn ich eine Schwester oder so hätte, gäbe es wenigstens jemanden, mit dem ich den ganzen Mist teilen könnte.«

»Das sollte man meinen.«

»Ich glaube, es wäre viel leichter. Alles. Sie wissen schon, die Einsamkeit und überhaupt ...«

Da tat ich es wieder. Ich sagte: »Also, ich will dir was sagen. Ich habe Geschwister, und sie haben alles nur noch schlimmer gemacht. Als ich so alt war wie du.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Du fühlst dich doch wie ein Versager, weil deine Mutter trinkt?«

»Ja.«

»Nun – überleg mal, wie es wäre, wenn du eine Schwester oder einen Bruder hättest und auch noch ihretwegen das Gefühl hättest, ein Versager zu sein. Plötzlich musst du dir nicht nur um einen Menschen, sondern um drei Sorgen machen. Ich will nur sagen, dass mit Geschwistern nicht in jedem Fall alles besser wird.«

»Trotzdem wünschte ich, ich hätte welche.«

Warum konnte ich es nicht einfach so stehen lassen? »Hör mal, Stephanie – Claire, meine Schwester, ist mit achtzehn von zu Hause weggelaufen. Da war ich sechzehn. Sie ist einer Sekte beigetreten. Da ist sie immer noch.«

»Nein.«

»Doch. Bei dieser Sekte verehren sie Katzen, weil sie glauben, dass Katzen direkte Nachkommen von Jahwe sind. Katzen.«

»Von wem?? Jahwe?«

»Gott – Jahwe heißt Gott.«

Stephanie brach in schallendes Gelächter aus.

»Das ist kein Witz. Und das ist nur eines der Dinge, an die sie glauben.

Und mein Bruder Allen ist sowieso verloren. Er ist ziemlich abgedriftet. Das ist meine Familie, Steph. Mein Vater hat sich umgebracht, und meine Mutter säuft, meine Schwester ist Mitglied einer Sekte, und mein Bruder ist eine verlorene Seele – und hier bin ich, an diesem Krisentelefon, und benehme mich wie ein ganz normaler Mensch! Nein – hör zu ...« Sie kicherte immer noch. »Ich glaube, als erstes solltest du Dr. Greenburg anrufen und dann Jill. Weil du sie jetzt wirklich brauchst.«

»Ja, aber ich weiß nicht ...«

Wenn der Supervisor sich einschalten will, beginnt am Telefon ein kleines rotes Lämpchen zu blinken. Die Anweisung lautet, den Anrufer in die Warteschleife zu legen und herauszufinden, was der Supervisor will. Mein rotes Licht blinkte seit zwei Minuten.

»Ich denke, du solltest Jill einfach anrufen. Ich würde es tun, wenn ich du wäre. Magst du sie wirklich?«

»Ja, ich glaube schon.« Sie fing wieder an zu weinen. Jetzt schluchzte sie richtig. Was für einen Nerv hatte ich diesmal getroffen?

»Hey, Stephanie, beruhige dich. Komm, Baby, alles wird gut, schsch. Du bist in Ordnung.« Das rote Lämpchen blinkte hektisch.

»Rudy?«

»Was ist, Kleine?«

»Geht es Ihnen heute wirklich gut?«

»Ja, es geht mir richtig gut.«

Es ist erlaubt zu lügen. Und wenn nicht, sollte es erlaubt sein.

»Aber ... was ist mit Ihrer Mutter?« fragte Stephanie mit zittriger Stimme.

»Sie kommt zurecht. Wir haben es beide überlebt. Sie wohnt mit meinem Stiefvater in Rhode Island, und manchmal telefonieren wir.« Ich musste ihr ja nicht erzählen, dass ich sie seit fast fünf Jahren nicht mehr gesehen habe. Seit meiner Hochzeit. »Sie sagt, dass es ihr leid tut. Einmal hat sie das gesagt.«

»Wirklich?«

»Ja. Das bedeutet mir viel.«

»Gott, Rudy.« Sie seufzte. »Das klingt, als wäre Ihre Familie noch kaputter als meine. Oh, tut mir leid – darf ich das sagen?«

Süße Stephanie. »Meine Familie, Steph, ist eine Katastrophe. Wenn ich

anfange, dir davon zu erzählen, kommst du morgen zu spät zur Schule.« Kichern am anderen Ende der Leitung. Sie war mir so sympathisch. »Hey, wohnst du in der Stadt?«

»Ja, am Tenley Circle. Ich gehe in die Wilson High School.«

»Weißt du was? Wenn du Lust hast, können wir uns mal treffen und miteinander reden. Willst du? Es ist nur so eine Idee...«

»Ja, gute Idee. Vielleicht an einem Samstag?«

»Samstag wäre super. Mein Mann arbeitet normalerweise am Samstag, wir könnten uns zum Mittagessen treffen ...«

»Ach, Mist, ich hab ganz vergessen, dass Sie verheiratet sind.«

»Ja, ich bin verheiratet.«

»Und? Ist das cool?«

»Verheiratet zu sein? Ziemlich cool. Du weißt schon. Meistens.«

»Ja, meistens.« Ihre Stimme sank um eine ganze zynische Oktave. Es brach mir das Herz.

»Also«, sagte ich, »wie wär's mit nächstem Samstag? Sollen wir uns treffen?«

»Das wäre...«

Klick.

»Hallo? Steph? Stephanie? Hallo?«

Ich starrte den stummen Hörer in meiner Hand an. An meinem Telefon blinkten sechs oder sieben grüne Lämpchen, die anzeigten, dass auf anderen Leitungen Gespräche geführt wurden. Hatte man Stephanie mit einem anderen Ehrenamtlichen verbunden? Ich drückte wahllos auf einen Knopf.

»... mein coming out zu diesem Zeitpunkt war völlig unpassend, und diese Tunte wusste das...«

Klick.

»Mrs. Lloyd.«

Ich fuhr hoch. Mrs. Phillips nannte mich nie »Mrs. Lloyd« – ich sagte Mrs. Phillips zu ihr, und sie nannte mich Rudy. Sie ist schwarz, groß und wunderschön wie ein Statue, und sie jagt mir schreckliche Angst ein. Drohend stand sie hinter mir, schwer und einschüchternd wogte ihr großer Busen über meinem Kopf. Ich konnte nichts anderes tun, als voller Schuldbewusstsein, wie ein unartiges Kind, zu ihr heraufstarren.

»Mrs. Lloyd, legen Sie den Hörer auf, holen Sie Ihre Sachen, und verschwinden Sie aus diesem Büro.«

»Warten Sie, ich weiß, dass ich ...«

»Raus.« Sie zeigte aus dem Fenster auf die Straße. Ihre lackierten Fingernägel waren bestimmt zwei Zentimeter lang, sie trug Unmengen Ringe und klimpernde Armbänder. Sie erinnerte mich an eine Göttin, eine Amazone.

»Bitte, Mrs. Phillips, kann ich bitte nur noch zwei Minuten mit dem Mädchen reden. Ich glaube, sie ...«

»Hören Sie«, sagte sie ungläubig, »Sie sind gefeuert. Was denken Sie sich eigentlich?« Sie war nicht ungehalten, sie war fuchsteufelswild. Bis jetzt hatte ich noch nie gehört, dass sie die Stimme hob.

»Mrs. Phillips, ich habe einen Fehler gemacht, das weiß ich, und ich werde es nie wieder ...«

»Wir sind ein Dienstleistungsunternehmen, Mrs. Lloyd. Glauben Sie, wir sind Ihre Therapeuten?«

»Nein, ich ...«

»Sie können von Glück sagen, wenn ich keine Anzeige gegen Sie erstatte.«

»Eine Anzeigek«

Alle meine Alpträume wurden wahr. Lassen Sie Ihre Wut zu, sagt Eric immer – aber wenn ich jetzt wütend war, saß die Wut zu tief, vergraben unter einem Berg von Schuld und Gewissensbissen, Elend und Kränkung. Das hier war – es war das klassische Versagen in meinem Leben.

Arme Stephanie, warf ich mir auf dem Heimweg vor. Was würde jetzt aus ihr werden? Wenn sie nun zu Spider Man zurückging? Wenn ich sie doch nur irgendwo finden könnte – sie wohnte am Tenley Circle, ging in die Wilson High School, sie war fünfzehn...

Wie kam ich nur auf die Idee, dass ich ihr helfen könnte? Die ganze Zeit hatte ich nur von mir geredet, hatte ihr von meiner trinkenden Mutter erzählt, meiner kaputten Familie. Mrs. Phillips hatte völlig recht. Ich verdiente die Schmach voll und ganz.

Und ich würde noch mehr Schande ertragen müssen. Die schlimmste Strafe stand mir noch bevor. Sobald ich versuchte, Curtis alles zu



erklären.